



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Lohse, G.: Monarchie und Republik im Altertum

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

nach dem Plane, den unsre philosophischen Baukünstler entwerfen, ein neues, wohnliches Haus herzurichten, das für alle Platz hat und auch seinen Stil dem veränderten Zeitgeschmacke anpaßt. Der Materialismus ist zu solchem Aufbau außer Stande, weil er die Wissenschaft mit Füßen tritt; er kann nur abbrechen, aber wegen seiner grundsätzlichen Leugnung der Ideale kein planvolles, gegliedertes Ganze bemeistern. Er ist eine Übergangsfrankheit der Weltanschauung, weiter nichts: sein Heilmittel aber ist die möglichste Förderung und Verbreitung einer wahren, wissenschaftlichen Philosophie.



## Monarchie und Republik im Altertum

Von G. Lohse



So weit auch das forschende Auge einzudringen sucht in das sagenverklärte Dunkel griechischer Vorzeit, überall treten uns daraus die Kraftgestalten zeusentsprossener Könige entgegen, die teils auf kühnen Wanderzügen mit überlegener Kraft des Körpers und Geistes wegelagernde Ungeheuer erlegen und so den freien Verkehr der Volksgenossen anbahnen, teils auf hohen Burgen hinter kyklopischen Mauern sitzen und in kühngewölbten, unterirdischen Schatzhäusern eine andre Stütze ihrer Macht, das asiatische Gold, bergen und, indem sie dort den einzelnen Landgemeinden einen Mittelpunkt schaffen, als Begründer der Stadt und des Staates für alle Zeiten göttliche Verehrung genießen. Vereinigt sind ihre Namen in den gemeinsamen Unternehmungen der Heroenzeit, im Argonautenzuge und in dem spätern trojanischen Kriege, wo noch immer die Könige selbst, Agamemnon neben Achill, Ajax mit Odysseus an der Spitze ihrer Völker mit stolzer Herausforderung den Kampf beginnen und vom Streitwagen herab mit starker Hand auf den fürstlichen Gegner den Speer entsenden. Sie allein ergreifen auch im Rate das Wort, doch tritt bereits hier öfter ein scharfer Gegensatz hervor zwischen Oberkönig und den andern Fürsten, der Keim der bald das Königtum überwuchernden Aristokratie. Umsonst erhebt schon Homer seine mahnende Stimme dagegen in den geflügelten Worten, *Ilias* II, 204: „Nichts gutes ist Vielherrschaft; einer soll Herr sein, einer König, dem es gab der Sohn des verschlagenen Kronos.“ Die Umwandlung der monarchischen Verfassung schreitet unaufhaltsam vorwärts.

So sehen wir zunächst in Athen das während der dorischen Wanderung eingedrungene Geschlecht des pylischen Nestor den altberechtigten Nachkommen des Theseus vom Throne verdrängen, um dann selbst in Kodros den letzten König von Athen zu stellen, dessen eigne Söhne unter dem wahrhaft komischen Vorwand, daß nach einem solchen König keiner mehr des Namens würdig sei, des altherwürdigen Titels beraubt oder in die Fremde getrieben werden. Schritt für Schritt wissen dann die übrigen Eupatriden die volle Gleichberechtigung mit den Peliden durchzusetzen, indem sie die Staatsverwaltung immer vielföpfiger ausbilden und das arme Volk immer rücksichtsloser ausbeuten, das vergeblich von den geschriebenen Gesetzen Dracons und Solons Abhilfe erwartet. Da wird nun die Entwicklung der Republik unterbrochen durch die vom Adel geschmähte, von der Gunst des Volkes getragene Tyrannis, und das neue Königtum des Peisistratos bezeichnet für Athen — wie die ziemlich gleichzeitige Herrschaft des Periander in Korinth und des Polykrates auf Samos — eine Blüte des Staates nach außen und innen, die sich in den ersten auswärtigen Kolonien, dem freiwilligen Anschluß Plataäs an Bötien, großartig angelegten und zum Teil erst später vollendeten Bauten und einer glänzenden Hofhaltung ausspricht, deren Verherrlichung sich auch die Feier der berühmtesten Dichter nicht entzieht, wie denn hier auch die alten homerischen Gefänge zuerst in geordnetem Zusammenhang erklingen.

Vor allem aber hatte unter den Peisistratiden Handel und Gewerbe und damit Wohlhabenheit und Selbstbewußtsein des Bürgertums einen Aufschwung genommen, der dann auch der drohenden Reaktion des von Sparta unterstützten Adels zu trotzen vermochte und die unter der Fürstenregierung durchgeführte Gleichheit aller vor dem Gesetze festhielt als unantastbares Erbe für alle Zeiten der nun immer demokratischer sich färbenden Republik. Indem sich jedoch das athenische Volk auch fernerhin willig der Leitung verständnisvoller und vaterlandsliebender Glieder der durch Bildung und Besitz hervorragenden „Geschlechter“ anvertraute, wußte es sowohl der innern Schwierigkeiten Herr zu werden, als auch in dem gewaltigen Ringkampfe mit dem drohend ausholenden persischen Riesen als preisgekrönter Sieger zu Wasser und zu Lande vor alle Griechen hinzutreten. Nach den Perserkriegen rechtfertigte neben Kimon besonders Perikles das von den Vätern ererbte Vertrauen seiner Mitbürger, und Athen erlebte unter der langjährigen, unerschütterlichen Regierung des Olympiers eine zweite Blüte äußerer Machtentfaltung und innerer Wohlfahrt, deren zerfallene Trümmer noch immer den Blick jedes Humanisten fesseln und beim Anschauen dieser wohl unübertroffenen Gesamtentwicklung aller menschlichen Tugenden und Fähigkeiten das Herz mit seliger Wehmut erfüllen.

Mit des Perikles unzeitigem Tode hatte auch Athen seinen Höhepunkt überschritten, und rasch durchlief die nun kopflose Republik ohne den Halt eines besonnenen, die Volksversammlung beherrschenden Führers alle weitem

Staffeln der unseligen Entwicklung bis zur vollen Ochlokratie, um endlich in dem furchtbaren dreißigjährigen Kriege Griechenlands durch eigne Maßlosigkeit und Launenhaftigkeit völlig zu erliegen der heimtückischen Verschwörung vaterlandsloser Oligarchen, die von jeher Anschluß suchten an das aristokratische Sparta.

Denn auch dieser dorische Kriegerstaat hat sich der allgemein hellenischen Wandlung der Regierungsformen nicht entzogen, trotz der äußern Erstarrung und scheinbaren Unveränderlichkeit von der Einwanderung unter den Heraklidenkönigen an bis auf Kleomenes III. Es wäre ein Irrtum, hier den Grund des zähen Festhaltens am bewährten Alten, den rettenden Felsen in der Brandung des griechischen Staatslebens in der scheinbar unangetasteten Monarchie zu suchen. Die bloße Thatsache des verfassungsmäßigen Doppelkönigtums, dieser rätselhaften, das monarchische Prinzip geradezu aufhebenden Mißbildung müßte eines Bessern belehren, noch deutlicher ein Blick auf die spartanische Geschichte. Denn wenn wir auch öfters kraftvolle, echt königliche Gestalten an der Spitze der Spartiaten sehen, zumal im Kriege glänzende Vertreter ihrer Würde, ich erinnere nur an Leonidas oder Agesilaos, so handelten doch selbst diese nicht auf eigne freie Verantwortlichkeit hin, sondern gehorsam den Befehlen des Staates. Und neben ihnen treten von Anfang an andre, nicht gekrönte Persönlichkeitlichkeiten hervor und werden gerade in den kritischsten Zeiten Spartas ausschlaggebend für den Gang seiner äußern und innern Geschichte: weder Lykurg, der seinem Volke die besten Gesetze gegeben hat, noch Pausanias, der seinen endgiltigen Sieg über das persische Landheer nicht vergessen konnte, noch etwa Brasidas und Lysander, die dem ersten und zweiten Teile des peloponnesischen Krieges die entscheidende, für Athen so verhängnisvolle Wendung gegeben haben, waren Szeptertragende Könige. Kein Zweifel, auch in Sparta war thatsächlich die Königsgewalt überwunden und beschränkt durch die gleichbegüterten Ablichen, die sich in den Ephoren eine Behörde geschaffen hatten, deren Befehlen selbst die Könige gehorchten, und die nun ohne Scheu die recht- und schutzlose niedere Bevölkerung Lakoniens ihre starke Herrenfaust fühlen ließen. Und dieses herrische Auftreten war den Spartiaten so zur andern Natur geworden, daß sie es auch den übrigen vertrauensseligen Griechen gegenüber, die sie ja von der angeblichen Tyrannin Athen befreit hatten, in echt junkerlichem Übermute nicht verleugnen konnten.

Nur das lange gering geschätzte Theben wagte die Übergriffe eigenmächtiger spartanischer Heerführer, die von den Königen nur zum Schein gemißbilligt wurden, energisch zurückzuweisen unter Führung der edeln Dioskuren Epameinondas und Pelopidas, die als geborene Fürsten im republikanischen Staate walteten und auf kurze Zeit die Erinnerung an des Ödipus kraftvolle Regierung wieder aufleben ließen. Und die Größe ihrer Vaterstadt hing so sichtlich an der Person dieser beiden fürstlichen Gestalten, daß man sie mit

ihrem Tode sofort dahinschwinden sieht; und nun beginnt jene unselige Verwirrung und Ohnmacht über die greisenhaften griechischen Stadtrepubliken hereinzubrechen, der selbst die männliche Beredsamkeit des Demosthenes nicht mehr Einhalt zu thun vermochte. Nur ein würdiges Ende konnte er der griechischen Freiheit bereiten. Unaufhaltsam näherte man sich dem Hinüberfließen ins Reich der makedonischen Herrkönige, deren glänzender Hof schon längst gleich dem der sizilischen Tyrannen auf die größten Geister Griechenlands eine bedeutendere Anziehungskraft ausübte, als das in nutzlosen Fehden sich verblutende Mutterland. Was Philipp mit kluger Berechnung und unbroffener Ausdauer gesät hatte, sollte er nicht ernten; aber sein vom Glück begünstigter Sohn Alexander übertraf durch seine unerhörten Triumphe in Asien bis zum Taurus und Indus die kühnsten Hoffnungen der verbündeten Griechen; und seine übermenschliche Tapferkeit, wie seine über nationale Vorurteile erhabene, leider zu früh endende schöpferische Thätigkeit für Verschmelzung der unterworfenen Völker zu einem einheitlichen dauerhaften Weltreiche und Eröffnung neuer Verkehrswege rechtfertigt einigermaßen die Vergötterung, die ihm nach orientalischem Vorgange auch in Griechenland zuerkannt wurde. Zu sehr kam er den Bedürfnissen der hellenischen Nation entgegen, der die heimischen Verhältnisse zu klein geworden waren, und die sich stark genug fühlte, eine neue Welt mit ihrer Kultur zu durchdringen, wenn nur ein starker Fürst an der Spitze eines zuverlässigen Heeres ihr Bahn brach.

Und so war denn der Ring der Verfassungswandlungen zum erstenmale geschlossen, und die erst aristokratisch, dann demokratisch regierten griechischen Städte ordnen sich ein in die Geschichte Makedoniens, das von jeher treu zu seinem Königshause gehalten und das auch fortan mit ihm verbunden blieb bis hinab auf König Perses, bis König und Land in die Hände der Römer fiel.

Nicht wesentlich anders verläuft die politische Entwicklung in Rom. Auch hier finden wir — soweit läßt sich in den nach griechisch-persischen Vorbildern ausgeschmückten römischen Gründungssagen unzweifelhaft ein geschichtlicher Kern erkennen — von Anfang an Könige an der Spitze des Volkes, die sich bei den häufigen Raubzügen als echte Söhne des Mars erwiesen und mit starker Hand die Grenzen des neuen Stadtgebietes schützten und stetig erweiterten. Daheim zogen sie die Streitigkeiten der Bürger vor ihr Tribunal und vertraten endlich auch den Göttern gegenüber das fromme Volk, bei Opfern und Auspizien von den Priestern nur unterstützt. Diese letztere Seite des Königsamtes, die religiöse, soll erst Numa Pompilius völlig ausgebildet und die meisten Kulte begründet haben, nach der Überlieferung der vom Volk erzwungene sabinsche Nachfolger des kriegslustigen Romulus, ein offenes Versehen in dieser Sagenbildung; denn unstreitig reicht die Götterverehrung weiter zurück in die Urgeschichte eines Volkes, als seine staatliche Ordnung. Unter dem dritten Könige, Tullus Hostilius, dem Spiegelbild des ersten, entriß Rom der Mutterstadt

die Hegemonie über Latium in einem der spartanischen Geschichte entlehnten Einzelkampfe, woran die Sage recht einleuchtend das Beispiel einer vom König ans Volk gestatteten Appellation geknüpft hat. Die letzten drei Könige zeigen unverkennbar den Charakter der griechischen Tyrannis, nicht bloß in der illegitimen Thronfolge und in ihrer Willkürherrschaft, die besonders in Tarquinius Superbus die senatorische Überlieferung auszumalen beflissen war zur eignen Rechtfertigung, am deutlichsten in ihrer Baulust, der das republikanische Rom eingestandenermaßen die Hauptzierden des Kapitols und des Forums, sowie den Circus maximus und die noch jetzt dauernden Kloaken verdankte, ferner in der Heranziehung etruskischer und griechischer Kultur und vor allem in dem Ausbau der Verfassung, da ja unter Servius Tullius die beträchtlich angewachsene Bürgerschaft bereits in Vermögensklassen eingeteilt und dabei das plebejische Element zum erstenmale gesetzlich berücksichtigt wurde. Trotz dieser unleugbaren Verdienste um Stadt und Volk sehen wir auch hier (nach einem mißglückten ersten Versuche des Senats bereits mit des Romulus Tode) das Königtum einer Adelsverschwörung erliegen, ohne daß das bisher geschützte und geförderte Volk irgendwie Protest gegen solche Vergewaltigung seiner Wohltäter erhebt. Umso schwerer büßte es seine politische Gleichgiltigkeit in der Folgezeit; denn außer empfindlichen auswärtigen Niederlagen bei dem Übergange zur Republik mußte es die größten Übel der neuen Herrschaft an sich selbst erfahren, da der nun nicht mehr von oben gezügelte Adel mit dem ganzen Gewicht seiner bevorzugten rechtlichen und wirtschaftlichen Stellung nach unten auf das arme Volk drückte. Weder die nach hartnäckigstem Widerstande erzwungene Abfassung schriftlicher Gesetze — wobei die Absetzung der Decemviren eine auffallende Ähnlichkeit mit der Vertreibung der Könige zeigt — noch die gleichfalls lange vereitelte Zulassung der Plebejer zu den höhern Staatsämtern vermochte an der schlimmen Lage des bevormundeten Volkes etwas wesentliches zu ändern, dessen Elend mit der ins Ungemessene steigenden Ausdehnung des römischen Reiches und dem verschwenderischen Reichtum seiner regierenden Geschlechter einen immer schärferen Gegensatz bildete.

Die große Masse der römischen Bürger, „diese Herren der Welt, die keine Scholle ihr eigen nannten, die nichts als Luft und Sonne ihres Vaterlandes genossen und schlimmer als das Wild der eignen Wohnung und des sichern Lagers entbehrten,“ sie erfuhren erst aus dem beredten Munde der beiden Gracchen, wie ihrer unter dem selbstfüchtigen Regiment einer verknöcherten Aristokratie verzweifelter Lage durch großartige Unternehmungen und gesetzliche Zugeständnisse aufzuhelfen sei. Aber sobald einmal die Ansprüche des Volkes auf Anteil an der Verwaltung und wirtschaftlichen Ausbeutung des durch ihre Arme eroberten und mit ihrem Blute gedüngten Ländergebietes ausgesprochen und öffentlich anerkannt worden waren, heischten sie von dem verstockten Senat in einem Jahrhundert blutiger Bürgerkämpfe ihre volle, ehrliche Erfüllung.

In Marius, in Cinna jubelte die unaustilgbare Volkspartei ihren stets nachwachsenden Häuptern zu, in deren gehäuften Konsulaten man bereits sichtlich — und wohl mit sehenden Augen — der Monarchie zusteuerte; bis dann endlich der große Cäsar, auf dem der menschenfreundliche Geist der Gracchen nebst dem Glück und dem Genie Sullas ruhte, mit sicherer Hand die reife Frucht der Alleinherrschaft pflückte, um sie zwar nicht selbst zu genießen, aber doch die neue Regierungsform so mit seinem Geiste zu durchdringen, daß sie trotz Verschwörung und Intriguen festbegründet und an seinen Namen geknüpft forterbte. Und es wäre ein Glück für den Staat, ein Glück für das römische Volk gewesen, hätte Cäsar auch seinen für alles Große und Gute erleuchteten Geist, seinen milden, die Gegner lieber entwaffnenden als vernichtenden Sinn, seinen hellen, alle Schwierigkeiten überschauenden Blick auf seine Nachfolger vererben können. Aber wenn diese sich auch nicht, wie ihr Heros eponymos,\*) als sieghafte Führer auf der Bahn alles menschlichen Fortschrittes erwiesen, sondern sich dem Sklavengeist ihrer Unterthanen anbequemten und spätern senatorischen Schriftstellern Anlaß gaben, eine neue Art wahnsinniger Herrscherwillkür zu schildern, die zugleich ihre Namen mit dem Fluche mißtrauischer Grausamkeit und unmenschlicher Lasterhaftigkeit behaftete, so dürfen wir doch anderseits nicht vergessen, daß die bedeutendsten zeitgenössischen Dichter dieselben ersten Kaiser wegen ihrer Verdienste gepriesen und in den Himmel gehoben haben gleich einem Theseus und Alexander, gleich einem Quirinus und Divus Julius. Und wenn thatsächlich im ganzen römischen Reiche neben den alten Göttern den Cäsaren Tempel und Altäre errichtet wurden, so sprach sich darin auch die dankbare Verehrung aus, die ihnen zumal der untere Teil der Bevölkerung zollte, die armen, so lange von Senatoren und Rittern ausgefogenen Bundesgenossen und Provinzialen, die jetzt zum erstenmale eine menschenwürdige Stellung einnahmen und ähnlichen Schutz der Staatsgesetze unter kaiserlichen Statthaltern genossen wie die unverletzlichen römischen Bürger. Das römische Reich und die römischen Kaiser sind eine ehrwürdige Erscheinung geblieben selbst für die freien germanischen Völker, deren gewaltigste Fürsten es noch nach Jahrhunderten für die höchste Auszeichnung gehalten haben, wenn ihnen der stolze Titel „Kaiser“ übertragen wurde: er ist noch heute der Inbegriff der höchsten Macht, das Zauberwort, das den gewaltigsten Reichen Europas eine gesegnete Regierung zu verbürgen scheint.

So haben wir denn die Gesamtentwicklung der Staatsverfassungen des Altertums verfolgt bis zu ihrem alles nivellirenden Abschluß in der römischen Weltmonarchie. Wir wollen nun noch einige Ergebnisse dieses Überblickes herausheben.

\*) Die attischen Stämme, wie viele Genossenschaften der Griechen, verehren ihren Namens-Heroen.

Da finden wir denn zunächst fast als ein Naturgesetz, daß selbst bei den freiheitsliebenden Völkern des klassischen Altertums Anfang und Ende ihrer politischen Entwicklung die Monarchie bezeichnet: sie ist das A und O aller menschlichen Staatenbildung, und wie aus dem fagenummwölkten Morgennebel der frühesten Zeiten die leuchtenden Strahlen fürstlicher Kraft hervorbrechen und den vollen Tag einer höhern Kultur heraufführen, so erscheint auch nach vollbrachtem Tageslaufe durch blutige Abendröte die milde Leuchte des regierenden Nachtgestirns, unter dessen versöhnendem Glanze die Völker von des Tages Hitze aufatmen und sich der sichern Ruhe hingeben. Zwischen diesen beiden Endpunkten bleibt allerdings noch ein genügender Spielraum für die beiden andern um die freigewordene Regierungsgewalt ringenden Kräfte, Adel und Volk, in deren wechselnden Stellungen sich gleichfalls ein gewisser gesetzmäßiger Verlauf erkennen läßt. Dem Adel, der mit sicherer Hand die Zügel der Regierung zu ergreifen weiß, werden sie namentlich in Griechenland je einmal durch einen abtrünnigen, auf die Volksgunst sich stützenden Standesgenossen entrissen und so mit dem Übergange durch die Tyrannis dem Volke in die Hände gespielt, bis dann die immer mehr ausartende Demokratie eine kräftige Reaktion und stärkere Zentralisation erwünscht erscheinen läßt; damit übereinstimmend sehen wir auch in Rom die Herrschaft des Senats durch demokratische Wirren ins Wanken geraten und dann wieder dem Prinzipat eines Einzelnen Platz machen.

Wenn wir jedoch nach der Dauer und Bedeutung der besprochenen Regierungsgegenstände im Altertum fragen, so ist ohne weiteres zuzugeben, daß trotz der Existenz staatsgründender, durch Körperkraft und Reichtum hervorragender Könige, die als Oberanführer, Oberpriester und Richter an der Spitze des jungen Volkes stehen, trotz der spätern glänzenden Hofhaltung weit berühmter Tyrannen, die gestützt auf stehende Heere und Bündnisse unter einander die Macht und Kultur ihres Landes auf eine höhere Stufe heben, endlich trotz des die spiralförmige Bewegung abschließenden, durch militärische Erfolge empfohlenen absoluten Königtums, das den erschütterten Völkern die lang-ersehnte, durch Vergötterung gedankte Ruhe und Befriedigung bringt, — trotz all dieser leuchtenden Phasen der Monarchie bleibt doch als Thatsache bestehen, daß beide klassische Völker die längste Zeit nicht unter Königen gestanden, die glänzendsten Perioden ihrer Entwicklung, an die wir bei ihren Namen zunächst denken, der Republik zu danken haben. Und in der That ist dies eine erstaunliche Erscheinung: daß die höchste Stufe nationaler Wohlfahrt und materiellen Wohlbefindens erreicht werden, daß ebenso die tapferste Abwehr scheinbar unwiderstehlicher Feinde wie unübertroffene Leistungen in Kunst und Wissenschaft gelingen, ja daß sogar die Weltherrschaft errungen und behauptet werden konnte ohne Leitung eines erblichen Staatsoberhauptes, wie denn zumal in Rom Gehorsam, Unbestechlichkeit, Vaterlandsliebe, Opferfreudigkeit auch ohne

Rücksicht auf Belohnung als echt republikanische Tugenden erscheinen — dieses in unvergänglichen Farben strahlende Gesamtbild freier menschlicher Entwicklung wirkt allerdings erhebend. Aber es entbehrt gleichwohl bei näherer Berücksichtigung nicht der tiefen Schatten.

Oder wer wollte leugnen, daß die launenhafte Willkür der kurzfristigen Menge in Athen, die in der höchsten Not des peloponnesischen Krieges ihren Retter, den genialen Alkibiades, ohne jeden vernünftigen Grund in die Verbannung treibt und alsdann die siegreichen Feldherrn bei den Arginusen, ihre letzten, wahnwitzig zum Tode verurteilt, auch den begeistertsten Lobredner der unfehlbaren Volksherrschaft irre machen muß? Man begreift nach solchen Vorgängen wenigstens einigermaßen, wie selbst athenische Schriftsteller, zumal Plato, die uns so großartig erscheinende Wirksamkeit ihrer größten Staatsmänner, namentlich des Themistokles und Perikles, so absprechend beurteilen können. Und nun in Rom! Wem wäre da nicht schon die allen gesetzlichen Schranken Hohn sprechende, selbst die Gerichte schamlos zu einem Parteimittel herabwürdigende Mißwirtschaft der Nobilität verabscheuungswürdig und die allzeit geduldige, unterthänigste Haltung des Volkes ihr gegenüber geradezu kläglich erschienen, das alles ruhig über sich ergehen läßt und, ohne eine Hand zu rühren, selbst seine entschiedensten Wohlthäter, einen Spurius Maelius, Manlius Capitolinus, Tiberius Gracchus vor seinen Augen umbringen läßt unter dem bezeichnenden Vorwande, sie strebten nach dem Diadem?

Und doch muß man vielleicht gerade in diesem ehrerbietigen, streng loyalen Charakterzug der Römer, die den selbstgewählten Beamten nicht nur vor dem Feinde, sondern auch in den erbittertsten Partiekämpfen unverbrüchlichen Gehorsam leisteten, die geheime Kraft erkennen, die sie auf die Dauer von fast fünfundeinhalb Jahrhunderten des Königtums von Gottes Gnaden entbehren ließ. (Auch ihren vom Volke ernannten Konsuln enthielten die Götter ihre Bestätigung in den Auspizien nicht vor.) Und haben nicht auch die Athener ihren aus edeln Häusern ununterbrochen nachwachsenden großen Männern, einem Miltiades, Themistokles, Aristides, Kimon bis hinab auf Demosthenes aufs freudigste in Krieg und Frieden Gehorsam geleistet und ihnen zeitweilig mit Hilfe des Ostrazismus unumschränkte Machtfülle verliehen, beinahe wie römischen Diktatoren? Ja was fehlte dem bedeutendsten von allen, dem das Werk des Peisistratos und des Themistokles krönenden Perikles noch, als die äußere Zierde und der Name „König“? In der That war ers bis zu seinem Tode, wie schon Thukydides klar erkannt und ausgesprochen hat am Schluß seiner Charakteristik des bewunderten Zeitgenossen mit den Worten (II, 65): „Es war dem Namen nach zwar Volksherrschaft, in der That aber unter dem ersten Manne Regierung.“

So erkennt also das Volk selbst unwillkürlich seine Bedürftigkeit der Leitung durch geistig höher stehende Männer an; jedenfalls — das ist eine weitere

für das Altertum unbestreitbare Thatsache — ist es niemals das Volk gewesen, welches den Sturz der Könige herbeigeführt hat.

Sowohl bei des Kodros Tode in Athen, als auch bei des Tarquinius Vertreibung aus Rom ist es der Adel, der unverzüglich die Erbschaft des Königtums antritt und besonders in letzterer Stadt die Herrschaft mit staunenswerter Zähigkeit und Thatkraft festhält, bis endlich Cäsar den neuen Fürstenthron in der Liebe des Volkes begründet, trotz der mörderischen Wut einiger allzusehr geschonten, nicht zufrieden zu stellenden Senatoren. Der Adel ist demnach nicht die zuverlässigste Stütze des Thrones, sondern des Königtums mächtigster Rival, und nach den großartigen Proben von Regierungsfähigkeit, die wir in Rom, wie in Athen und Sparta von ihm zu bewundern hatten, unstreitig eine politische Macht, die aus allen Wandlungen stets neugekräftigt hervorgeht und für alle Zeiten in der Staatsverfassung eine gewisse Berücksichtigung fordert.

Ähnlich verhält es sich mit der andern sogenannten Stütze der Monarchie, der Kirche: auch der Bund zwischen Thron und Altar ist kein ewiger, unänderlicher Bund. Schon zwischen Agamemnon und Kalchas, zwischen Ödipus und Teiresias besteht nach der Anschauung der alten Dichter ein entschiedener Gegensatz, und in ihren heftigen Vorwürfen spricht sich ein tiefgewurzelttes Mißtrauen der Könige gegen priesterliche Anschläge aus. Und in der That findet sich später die Priesterchaft in Athen wie in Rom gar leicht durch die vom Adel ausgehende Umwälzung der monarchischen Verfassung völlig beruhigt, wenn nur noch dem Namen nach ein König den Göttern gegenübersteht. Überhaupt lehnen sich Geistlichkeit und Adel schon im Altertum gern an einander. So sind die erbittertsten, unversöhnlichen Feinde des Volksklinglings Alkibiades, des selbst von Aristophanes den Athenern empfohlenen „jungen Löwen,“ die Priester im Bunde mit den Oligarchen. Und ähnlich verschauzen sich in Rom die Patrizier gegen den Ansturm der Plebejer auf das Konsulat hinter religiösen Bedenken, die Priesterämter sind die letzten Bollwerke ihres Geburtsvorrechtes; ja noch der ersterbende Widerstand der Nobilität gegen den Consul Cäsar stützt sich auf die scheinheilige Beobachtung des Himmels, freilich ohne auf den vom Volk erwählten Pontifex maximus noch den gewünschten Eindruck zu machen.

Und dieselben Neigungen zum Bündnis zwischen den beiden privilegirten Ständen, Adel und Geistlichkeit, gegenüber dem weltlichen Oberhaupte des Staates lassen sich weiter verfolgen durch das äußerlich so streng monarchische Mittelalter herab bis zur Neuzeit. Hat doch das den geheiligten Sitz der Cäsaren, das ewige Rom, einnehmende Oberhaupt der abendländischen Christenheit nicht bloß einmal versucht, auch die höchste weltliche Macht an sich zu reißen und mit Hilfe der zum Abfall verlockten, ihres Lehnsseides entbundenen hohen Adlichen den römischen Kaiser deutscher Nation vor der dreifachen Papst-

krone zu demütigen gewußt. Die katholische Kirche fühlt sich noch heute an keine bestimmte Verfassung, auch nicht die monarchische, innerlich gebunden. Der Papst trägt kein Bedenken, wie dereinst dem allerchristlichsten König, so später dem Sohne der französischen Revolution, dem großen Korfen, und heute dem jeweiligen Präsidenten der französischen Republik seinen Segen zu erteilen.

Und hierin finden wir zum Schluß eine überraschende Bestätigung des im Altertum nachgewiesenen Entwicklungsganges der Verfassungsänderungen: wie dereinst, als die Tyrannis der Pisistratiden mit Hilfe Spartas gestürzt war, die Demokratie durchgeführt wurde, so ist auch in unsern Tagen die Tyrannis der Napoleoniden durch die Siege einer auswärtigen monarchischen Macht zu Falle gekommen und hat nun einer vorläufig noch immer recht unklaren und unsichern Republik Platz gemacht.



## Die Feldbibliothek des Fürsten von Soubise



n der wertvollen Flugschriftenammlung der Leipziger Stadtbibliothek findet sich neben zahlreichen andern Seltenheiten auch ein dünnes Heft in Quart mit der Aufschrift: „Verzeichniß des Büchervorrathes, den der Prinz von Soubise im Feldlager mit sich herumgeführt, und welcher durch das Königlich-Preussische Maierische Corps den 3. Nov. 1757 in Weisensfels ist erbeutet worden.“ Das Heft hat einen Umfang von 28 Seiten; das Druckjahr ist 1758, die Angabe des Druckortes fehlt.

In der Stadt Weisensfels, deren die Flugschrift gedenkt, hatte der Fürst von Soubise in den letzten Oktobertagen des verhängnisvollen Jahres sein Standlager genommen. Er blieb dort auch unbeweglich stehen, als die zerlumpten Scharen der Reichsarmee einen Vorstoß bis nach Leipzig hin wagten. Und als seine Verbündeten vor dem anrückenden Heere Friedrichs des Großen rasch wieder zurückfluteten, kam es längs der Saale zu mehreren Gefechten, wobei auch der Übergang bei Weisensfels von den Preußen besetzt und das französische Heer aus der Stadt vertrieben wurde. Dies geschah am Reformationstage, am 31. Oktober. Unsere Flugschrift nennt erst den 3. November. Wir müssen also wohl annehmen, daß die Büchersammlung erst auf dem weitem Vormarsch von den Preußen erbeutet wurde, oder — was bei dem mehrtägigen Aufenthalte des Fürsten von Soubise in Weisensfels vielleicht wahrscheinlicher